

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Fechner, A.: Die Zigeunergeige. Humoreske

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

's Bettle ha-n i uf d'r Latt, sell will i in mine-n alte Tage nimmi lehre!"

So sagte der Bauer, und der Herr Notar, der erst große Augen machte, mußte ihm recht geben.

Ja, so ein „dummer Bauer“ ist, was das praktische Leben anbelangt, mitunter grade so hell wie einer aus der Stadt. Ja, es soll ihrer in der Stadt geben, die noch lange nicht so gescheit sind! Es sind ihrer dort, die in ihrer Affenliebe das Hemd vom Leibe ziehen und den Kindern ihr Letztes geben. Haben sie nichts mehr und geraten die Kinder nicht, dann können sie in ihren alten Tagen noch das lernen, was der geriebene Ruhbauer gar nicht zu lernen trachtete, nämlich das Betteln vor fremder Leute Thüren.

### Die Zigeuner-geige.

Humoreske von A. Fehner.



Im Hinterstübchen des Gasthauses „zum goldenen Lamm“ kamen, seitdem der Kantor Bullmann pensioniert worden und nach Untereselheim gezogen war, allwöchentlich einmal außer ihm der Stadtschreiber Kugel und der Accisor Scharf zu einer musikalischen Abendunterhaltung zusammen. Accisor Scharf spielte das Cello,

Kantor Bullmann die erste und Stadtschreiber Kugel die zweite Violine. Der Lammwirt Andreas, der einstmals, als er noch das Andresl war, auch ein wenig Geige gespielt hatte, war nicht wenig stolz auf das Kleeblatt, das sich gerade sein Haus zum Kunsttempel ausgesucht hatte.

Bald nachdem diese herzerquickenden Musikabende zustande gekommen waren, erschien eines schönen Nachmittags ein Zigeuner in Bullmanns Behausung, der dem Kantor mit jammervoller Miene eine überaus wertvolle Violine zum Kauf anbot. Der Armste klagte dem Kantor seine bittere Not, der Winter stände vor der Thüre, langandauernde Krankheit hätte ihn daran verhindert, für sich und die Seinigen etwas zu verdienen, und seine Frau mit samt vier kleinen Kindern wollten doch täglich etwas zu essen haben. Der unbarmherzige Wirt, bei dem sie wohnten, wolle für alles, was sie essen und trinken, pünktlich Bezahlung haben, und so müsse er denn seinen letzten Schatz, seine alte, liebe Geige verkaufen, die sich schon weit über hundert Jahre in seiner

Familie auf Kind und Kindeskind fortvererbt hält. Noch ein ganzes Stück länger war das Klage lied des Zigeuners, der die kostbare Geige recht verführerisch in seinen

Händen hin- und herdrehte. Der Kantor warf währenddessen gar begehrlische Blicke ihr zu. Er hatte schon oft gehört, daß das Zigeunervolk häufig



Der Armste klagte dem Kantor seine bittere Not.

sehr kostbare Instrumente im Besitz habe und ohne selbst deren Wert zu kennen, echte Stradivari und Amati für ein Spottgeld verhandle. Aber was sollte er in aller Welt mit zwei Violinen anfangen? Eine war für seine Verhältnisse völlig genug. Es that ihm zwar ordentlich leid, doch erklärte er, von dem Angebot keinen Gebrauch machen zu können. Janosch aber, der Zigeuner, wußte schnell Rat. Mit größter Bereitwilligkeit wollte er dem Kantor die überflüssig gewordene Geige abnehmen und dabei nur noch zwanzig Mark dazu haben. Auf diese Weise war dann ihm und dem Kantor geholfen. Von seiner ausgepielten Geige fiel Bullmann die Trennung nicht gar so schwer, aber die zwanzig Mark, ja diese zwanzig Mark! Eine solche Summe ist selbst für einen staatlich pensionierten Kantor recht schwer zu erübrigen. Wenn er nur wüßte, wie er sich diese zwanzig Mark wieder absparen könnte? Einen Lurus erlaubte sich jedoch auch der sonst so bedürfnislose Herr Bullmann. Täglich rauchte er nämlich zu seinem Nachmittagskaffee eine Havanna für 4 Pfennig. Er rechnete: 500 x 4 Pfennig macht gerade zwanzig Mark. Wenn er nun 18 Monate lang auf die gewohnte Cigarre verzichtete, so konnte er sich mittelst dieser 500 nichtgerauchten Cigarren — die 500 unverbrannten Zündhölzer gar nicht mitgerechnet — dies Kleinod von einer Zigeuner-geige am Munde absparen. Bullmann war eine ideal veranlagte Natur, darum ging ihm auch der Besitz einer höchstwahrscheinlich echten Amati über den Genuß von 500 höchst unwahrscheinlich echten Havannas. Ohne noch lange zu grübeln und zu rechnen, holte er die zwanzig Mark hinter dreifachem Verschluß hervor und händigte sie samt seiner alten Geige dem Zigeuner ein. Der aber nahm einen so schmerzlichen Abschied von seiner lieben Fidel, daß es dem Kantor ordentlich weich ums Herz wurde. Dann eilte er davon —

Eine Viertelstunde später trat Janosch mit vielen Bücklingen und mit einer noch jammervolleren Miene

bei dem Stadtschreiber Kugel ein. Sogleich begann er sein Klagegedicht von neuem. Diesmal hatte er bereits sechs Kinder und eine kranke Frau, die nach Brot schrieen; seine ganze Habe, bis auf genannte Frau und sechs Kinder, war verpfändet; es blieb ihm nur noch seine alte, wertvolle Geige, die er jetzt um jeden Preis verkaufen mußte. Der Großvater hätte sie einst aus Spanien mitgebracht, — „er that' sich unter dem Erdboden gewiß jetzt drehn herum, wenn er wüßt, daß Enkel seiniges müßt' verkaufen aus Not hundertjährigen Familienschatz.“ Der Zigeuner ließ noch den dazu notwendigen



Sogleich begann er sein Klagegedicht von neuem.

Seufzer hören und drehte wieder die Geige gar verlockend in seinen braunen Händen hin und her. Kugels Augen blickten verlangend nach der Geige. Auch ihm war erzählt worden, daß die Zigeuner zuweilen im Besitze wertvoller Geigen, echter Stradivari und Guarneri seien, ohne eine Ahnung von dem hohen Wert dieser Instrumente zu haben. Wenn er, Stadtschreiber Kugel, das Glück hätte, sich einen solchen Schatz zu erwerben, war er ein gemachter Mann; doch durfte der Zigeuner nicht ahnen, welche Hoffnungen er an den Kauf knüpfte. Er bedauerte ganz außerordentlich, wie er dem Zigeuner sagte, bereits eine Geige zu besitzen, nebenbei selbst Vater von fünf Kindern zu sein und bei seinem kargen Gehalt sich nicht in der Lage zu befinden, ihm helfen zu können. Janosch ließ sich so schnell nicht abweisen, er hatte ja ein Gesehen mit der Lage des Herrn Stadtschreibers. Er wollte dem bedrängten Familienvater beistehen und es ihm zugleich erleichtern, andern aus der Not zu helfen. Mit Vergnügen nahm er Kugels Violine und dazu nur noch zwanzig Mark. Dankbar überreichte er ihm dann die wertvolle Zigeunergeige und empfahl sich.

Gleich darauf trieb die Not den Zigeuner zum Accisor Scharf, der gerade bei seinem Nachmittagskaffee saß. Der arme Janosch hatte nun, wie er rührend schilderte, 9 Kinder am Hungertuch nagen; dazu war seine Frau vor einigen Wochen begraben worden und nun mußte er, der Beschützer und Ernährer seiner zahlreichen Familie, ins Schuldgefängnis wandern, wenn es ihm nicht gelang, sein einziges wertvolles Besitztum, auf dem schon Vater, Großvater und Urgroßvater gespielt hatten, zu verkaufen. Gerade auf den Herrn Accisor hätte er seine letzte Hoffnung gesetzt. Accisor Scharf hatte natürlich nicht wenig Lust, solch eine alte, offenbar höchst wertvolle

Geige zu erwerben. Leider war er nun schon im Besitze einer Geige und konnte somit von dem günstigen Zufall, der ihm ein solches Kleinod, wie es der Zigeuner besaß, in die Hand spielen wollte, keinen Gebrauch machen. Der Zigeuner aber fand schnellstens einen Ausweg. Verheiratet war ja der Accisor nicht mit seiner Geige; es brauchte also keinen langen Scheidungsprozeß, wenn er sie dem Zigeuner überließ. Dazu genügten dann nur noch zwanzig Mark als Mitgabe, und der Herr Accisor war der glücklichste Mensch in ganz Unterefelsheim, denn das Instrument hatte unter Brüdern gut und gerne den zehnfachen Wert! Wieder war es nicht die Violine, von der sich der Herr Accisor nicht trennen konnte, es waren vielmehr nur die zwanzig Mark. Als das der Zigeuner bemerkte, schwur er bei den Gebeinen seiner Vorfahren bis herab zu denen seines Vaters, daß er, sobald er wieder bei Geld sei, dies Familienheiligtum für 100 Mark wieder einlösen wolle. Jetzt war kein Risiko mehr bei dem Handel und leicht löste sich nun das Geld aus des Accisors Schatulle. Der Zigeuner küßte seinem Helfer aus der Not tiefgerührt die Hand und zog nun seine Straße fröhlich weiter, um seinen schwunghaften Handel mit seltenen Zigeunergeigen weiter zu betreiben.

Die drei glücklichen Besitzer solcher alten, wertvollen Geigen konnten den Abend, der sie im Hinterstübchen des „goldenen Lamm“ zusammenführen sollte, kaum erwarten. Jeder malte sich schon in Gedanken den Reiz der beiden andern, wenn er seinen Schatz hervorholen und auf ihm spielen würde, in den lebhaftesten Farben aus. Alle drei zögerten dennoch, als die achte Stunde schlug, das Haus zu verlassen. Jeder wollte nämlich als letzter im Hinterstübchen ankommen und die beiden andern mit dem neuerworbenen Kleinod überraschen. Der Wirt „zum goldenen Lamm“ wußte nicht, was er von dem Kleeblatt heute nur denken sollte. Die verstaubte Uhr da an der kalkweißen Wand hatte schon längst acht geschlagen, die Lichter brannten, das Cello lehnte erwartungsvoll in der Ecke, Noten und Notentische lagen und standen bereit, nun brachte der Wirt auch noch als letztes die Bierfilze herbei, aber keiner der drei Herren ließ sich blicken. Endlich kamen von beiden Seiten der Straße der Kantor Bullmann und der Stadtschreiber Kugel im langsamsten Schritt daher. Je mehr sie sich einander näherten, desto be-



Gerade auf den Herrn Accisor hätte er seine letzte Hoffnung gesetzt.

Je mehr sie sich einander näherten, desto be-

dächtiger wurden ihre Schritte. Was war denen nur heute um alle Welt in ihre Beine gefahren? Endlich erreichte Kantor Bullmann das „goldene Lamm“ und der Stadtschreiber war im Zurückbleiben Sieger geblieben. Schmerzlich war die Überraschung der beiden, daß sie trotz aller Mühe, die letzten zu sein, nun doch die ersten waren. Nicht allzufreundlich wurde deshalb der Accisor Scharf empfangen, der endlich so gemächlich ankam, als ob es nicht bereits eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit wäre. Und nun entstand abermals ein Wettstreit unter den dreien, denn jeder wollte dem andern den Vorrang lassen, am Tische zuerst seinen Platz einzunehmen. Weil nun sowohl Kantor Bullmann als Stadtschreiber Kugel sich hartnäckig in die Zimmerdecken hineingedrückt hatten, blieb dem Accisor Scharf nichts übrig, als sie mit der Violine herbeizuloden, einer Violine, so erklärte er, wie Unterefelsheim noch keine zu sehen und zu hören bekommen hätte und die zu besitzen auch er erst seit einigen Stunden sich rühmen könnte.

Da Accisor Scharf das Cello spielte, war es den anderen schon verwunderlich vorgekommen, ihn mit einer Violine eintreten zu sehen. Neugierig kamen sie deshalb herbei und musterten den hochgerühmten Schatz. Statt aber Neid und Bewunderung zu zeigen, brach Stadtschreiber Kugel in ein unbändiges Gelächter aus. „Mein Lieber,“ rief er endlich aus, „da haben Sie sich aber schön hineinlegen lassen, wenn Sie diese Geige für etwas Besonderes halten; das ist ja meine Geige, die ich heute an einen in größter Not befindlichen Zigeuner gegen dieses Instrument hier vertauscht habe.“ Bei diesen Worten legte nun auch der Stadtschreiber eine Violine auf den Tisch und erklärte alle besonderen Kennzeichen an derselben, die zu der Ueberzeugung führten, daß man hier höchst wahrscheinlich eine echte Stradivari vor sich habe. „Ja, ja,“ schloß er seinen lehrreichen Vortrag, „man muß sich mit Violinen schon etwas besser auskennen, wenn man sich, besonders mit einem Zigeuner, auf einen Tauschhandel einlassen will. — Bitte, Herr Kantor, sehen Sie sich die Violine nur recht genau an! Nun erst dieser Ton, so kräftig und schmelzend, hören Sie nur einmal!“ Eben als der Stadtschreiber den Bogen ansehen wollte, hielt ihm der Kantor, der bis jetzt nur mühsam das Lachen unterdrückt hatte, den Arm fest. „Lassen Sie das nur, Herr Stadtschreiber, den Ton dieser Geige kenne ich schon seit dreißig Jahren, denn das ist meine Violine, die ich heute an Ihren Zigeuner gegen diese Geige da,“ und nun kam die dritte Zigeunergeige zum Vorschein, „verhandelt habe. Da ich mich einigermaßen rühmen kann, Kenner von dergleichen Kunstwerken zu sein, so darf ich mir vielleicht mit etwas mehr Recht herausnehmen, Sie über die Kennzeichen der echten Stradivari, Guarneri und Amati genauer zu unterrichten. Dies hier scheint ohne Zweifel eine Amati zu sein, wie Sie aus diesem, durch die Länge der Zeit fast unkenntlich gewordenen »A«, das hier eingraviert ist, erkennen können. Solche seltene

Stücke sind natürlich nicht gleich dutzendweise auf Lager — auch nicht in einem Zigeunerlager — und wenn jetzt eine den Weg nach Unterefelsheim gefunden hat, so war ich der Glückliche, diesen Schatz zu erlangen. Sie aber, meine Herren, so leid mir das thut, Sie sind nichtswürdig betrogen worden!“

Der Wirt, der bisher mit stetig wachsendem Vergnügen aus der Entfernung zugehört hatte — so etwas Spaßhaftes war ja noch nicht dagewesen, so lange er Lammwirt in Unterefelsheim war —, kam allmächtig auch heran, immer noch lachend und sich das Schmerzbäuchlein haltend; jetzt wollte er sich die echte Amati doch auch ansehen; aber wie mit einem Schläge war auf einmal sein Gelächter verstummt. „Ja zum Donnerwetter,“ rief er aus, „des is ja mei Geig'n, die hat mir g'wiß der Lump von en



Statt aber Neid und Bewunderung zu zeigen, brach Stadtschreiber Kugel in ein unbändiges Gelächter aus.

Zigeuner g'stohlen, der gestern bei mir einkehrt is und heut ohne Bezahlung verschwunden war. Schorschel, lauf doch mal 'nauf in die Bodenkammer,“ rief er seinem Aeltesten zu, „und guck in den Geigenkasten, der unterm Bett steht, ob die Geig'n noch drin is oder nit.“ Bisher hatte der Wirt keine Ahnung gehabt, daß er auch nur im entferntesten an der Sache beteiligt war, die ihm so viel Spaß gemacht hatte. Als nun aber der Schorschel mit dem leeren Geigenkasten ankam, da war sein Gesicht ebenso lang und verblüfft, als das der anderen Herren, und keiner von den Vierern wußte jetzt, wer noch Ursache gehabt hätte, über den andern zu lachen. Nur Kantor Bullmann hielt des rätselhaften »A« wegen noch an dem Traum fest, eine echte Amati zu besitzen. „Sie könnten sich vielleicht dennoch täuschen,“ wendete er sich an den Wirt. Aber der Wirt hatte Beweise. Das kaum mehr erkennbare »A« auf der Violine war sein erster Versuch gewesen, sich, statt die langweilige Tonleiter zu spielen, in der Holz-

schneidekunst zu üben. Er wollte damals seinen schönen Namen Andressl in seine Violine eingravieren, als sein Vater dazu kam und ihm ohne weitere Umstände mit einigen kräftigen Ohrfeigen die Lust zur Holzschneidekunst sofort wieder austrieb. So hatte er es darin nicht weiter gebracht als bis zu jenem »A«, das der Herr Kantor gleich entdeckte und das auch das einzige war, was von seiner ganzen Geigenpielerei, die übrigens jetzt der Schorschel fortsetzen sollte, übrig geblieben war.

Nun war Bullmann die letzte Hoffnung genommen und es blieb ihm nur noch die Aussicht, 18 lange Monate hindurch auf seine Havanna zu verzichten, bis die 20 Mark, die ihm dies kurze Glück gekostet hatten, wieder erspart waren und hinter dem dreifachen Verschuß aufbewahrt werden konnten.

Das einzige, was nun alle in dieser Sache noch thun konnten, war, daß sie sich das Versprechen gaben, darüber wie das Grab zu schweigen, schon ihrer Ehefrauen halber, welche nicht allzu stillschweigend den Verlust der 20 Mark hingenommen hätten, die sie so leichtsinnigerweise für nichts zum Fenster hinausgeworfen hatten. Es ist aber allen, den Schorschel ausgenommen, ein Rätsel geblieben, wie es kam, daß die Geschichte schon am nächsten Tage in ganz Unterefelsheim von Mund zu Mund ging. Das Kleeblatt aber hieß hinfort im ganzen Städtchen nur noch das „Zigeunertrio“.



### Ein teures Einstellen.

Wenn sich der Mensch vor Schaden und Schande bewahren und nicht zum Gespötte seiner Mitmenschen werden will, dann muß er seinem Stande, seiner Stellung und seinem Können und Vermögen Rechnung tragen und dementprechend leben und sich geben.

Wenn ein reicher Schwarzwälder Bauer, der seine Wagen voll Holz, seine Milch, sein Vieh und seine Schweine zur Stadt bringt und einen Sack voll Geld löst und dann doch, dem Geizteufel folgend, mit seinem Knecht in die Volkstüche, die eigentlich für ärmere Leute da ist, zum Mittagessen geht, wie man es schon wiederholt gesehen, so ist das im höchsten Grade schmutzig und zu verurteilen.

In den entgegengesetzten Fehler verfällt aber ein Schneiderlein, wenn es nach Art eines Grafen auftreten will, wenn es ins große Wiener Café geht,

wo das Glas Bier zwanzig Pfennig kostet, das für das Schneiderlein an andern Orten für zehn Pfennige zu haben wäre, — wenn es mit gravitätischen Schritten und maßlosem Dünkel sich in Gesellschaften drängt, wo es höchstens mit der Kleidung konkurrieren kann, in allem andern aber unbedingt unterliegen muß.

Solcher Gimpel giebt es viele. Doch heute wollen wir nur von jenen schmukigen Filzen reden, die wegen eines Kreuzers zwei Stunden Umweg machen, zur Ersparung von dreißig Pfennigen den ganzen Tag hungern und für eine Mark sich den Daumenfinger abbeißen, aber, wie im Nachfolgenden erhellt wird, mit ihrer Knauferei doch auch oft ankommen können.

Im Jahre 1872 war ich in Basel in einer Restauration als Hausburche angestellt. Ich war damals 16 Jahre alt, gesund und munter, und mein Himmel hing noch voller Vassgeigen, d. h. ich sah die Welt noch mit den kindlichen Augen des Glaubens und Vertrauens an, wie es eben nur die Jugend kann, — die darum auch so glücklich ist.

Es ging mir im ganzen nicht übel. Mein Herr, der Herr Spörri, war gut und seine kleine Frau womöglich noch besser: sie sorgte, daß mein verdauungskräftiger Magen immer seine Arbeit hatte. Auch die Kehle durfte hier nicht einrosten, weil ich doch die Trinkgelder, die mir von den hier verkehrenden Fremden zuströmen, als solche verwenden mußte, sonst wären es ja Spargelder und keine Trinkgelder mehr gewesen.

Wie überall, so giebt es auch in der reichen Stadt Basel keine Rosen ohne Dornen, obschon der Lällenkönig, der früher auf der Rheinbrücke so lange sein Wesen trieb, nun eingekerkert ist und nur noch die Wißbegierigen, die ihn in seinem Gefängnis, dem Konziliensaal, besuchen, ärgern und belächeln kann. Der Dorn an meinem hausknechtlichen Glück war der Umstand, daß mir zum Lesen und Studieren, was ich doch so gerne gethan hätte, nur die Nacht Zeit bot. Gegen die Benutzung dieser nächtlichen Zeit erhoben aber die Augen ihren Einspruch; sie fielen zu, und mit dem Lesen war es nichts. Dann aber kamen auch viele grobe und ungeschlachte Herren und Bauern, welche die Pflichten eines Hausknechtes sehr gut kannten und in Anspruch nahmen, aber das „Noblesse oblige“ vollständig aus ihrem Wörterbuch gestrichen hatten. Beim Ankommen zeigten sie sich in ihrer ganzen Größe und Probenhaftigkeit und traten mit einer Arroganz auf, als ob ganz Ungarn und noch sieben Dörfer unter ihrer Botmäßigkeit ständen. Der Abgang vollzog sich aber oft so heimlich und duckmäuserig, daß ich zu spät den Verlust meines erhofften und wohlverdienten Trinkgeldes merkte. Das war der Wurm, der oft an meinem Hausknechtsherzen nagte.

Die Unverschämtesten von dieser Sorte waren aber unstreitig jene zwei Wälder, die eines Tages mit Bewilligung meines Herrn ihre große Schweineherde in unsern geschlossenen, will sagen verschließbaren Hof trieben, um sie dort rasten zu lassen. Die Einfahrt in den Hof war ihnen in der Voraussetzung,